

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 98.

Berlin, Dienstag den 17. August

1847.

Böhmen.

Szafarzyk und Palaszký.

Vor einiger Zeit haben wir in diesen Blättern der Schrift eines polnischen Gelehrten, Chojecki's, gedacht, in der das slawische Böhmen nach allen Richtungen einer zeitgemäßen Untersuchung unterworfen wird. Es ist jetzt der zweite Theil dieser Schrift erschienen. *) Er beschäftigt sich mit den Resultaten der böhmischen Geschichtsforschung und deren Hauptträgern, Jungmann, Szafarzyk und Palaszký. Ihre Werke liegen der deutschen Gelehrtenwelt vor, und die Kritik hat ihnen bereits eine ehrenvolle Stelle in der wissenschaftlichen Republik gesichert. Ohne also auf die schriftstellerischen Arbeiten selbst hier einzugehen, begnügen wir uns, Einiges aus den Notizen herauszuheben, welche Chojecki uns über das Leben der beiden Historiker europäischen Rufes, Szafarzyk und Palaszký, gegeben hat.

Szafarzyk ist im J. 1795 im oberen Ungarn, wo sein Vater protestantischer Pastor war, geboren und war ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, so daß er an die Beschäftigung mit slawischer Literatur nie gedacht hätte, wenn nicht ein besonderer Umstand, welchen er dem Verf. selbst mitgetheilt, seinem Leben diese Wendung gegeben hätte. Als er noch Schüler war, fand er bei Gelegenheit einer Ferienreise in der Wohnung eines wohlhabenden Landmannes einige Lieferungen der Zeitschrift „Hlasacel“. Die trockenen und einförmigen Artikel von Rejedy und die nicht viel frischeren von Buchmeyer fesselten ihn nicht, dagegen zog ihn eine Abhandlung Jungmann's „über die czechische Sprache“ an, worin dieser Prager Philolog seine prophetische Begeisterung für das Czechenhum ausströmen ließ. Jungmann hatte des jungen Studirenden Interesse für immer gewonnen; dieser suchte jetzt mit Eifer Alles zusammen, was aus dessen Feder geflossen war. Die Uebersetzung vom „verlorenen Paradies“, welche Szafarzyk die Schönheiten der czechischen Sprache bis zum Enthusiasmus bewundern ließ, führte ihn auf den Weg, welchen er nachher nicht wieder verlassen hat. Im J. 1815 begab er sich zwar theologischer Studien wegen nach Jena, lehrte aber bald zurück, gab die Theologie auf, wurde eine Zeit lang in Ungarn Privatlehrer und erhielt dann eine Stelle an einem für die Serben in Sadno neu eingerichteten Gymnasium, unfern der türkischen Gränze, wo er jedoch nicht lange blieb, da ihn die Sehnsucht nach einem weiteren Wirkungskreise faßte. Er gab seine Stellung als Lehrer auf und nahm, ohne alle Rücksicht auf seine äußere Subsistenz, seinen Wohnsitz im Centrum der böhmischen Literatur, in Prag. Dies war im J. 1833. Er hatte lange mit großen Hindernissen zu kämpfen; eine zahlreiche Familie vermehrte seine Sorgen, doch verlor er sein Ziel nicht aus den Augen, sein Fleiß im Studium slawischer Alterthümer erlitt keine Unterbrechung. Aus dieser Lage sollte ihn endlich ein Ruf herausreißen, der aus Preußen an ihn erging: das in Berlin für die slawische Literatur neu errichtete Katheder zu bestiegen. Das Anerbieten, welches der König von Preußen dem böhmischen Gelehrten machte, war glänzend, überstieg seine Hoffnungen; dennoch konnte sich Szafarzyk nicht entschließen, Prag zu verlassen. Indes hatte bei dieser Gelegenheit Desterreich von Preußen erfahren, welchen verdienstvollen Gelehrten es besitze, und es beeilte sich, ihm zwei Stellen, die eines Custoden in der Universitäts-Bibliothek und eines Censors czechischer Schriften, zu bieten, welche allerdings die wissenschaftliche Thätigkeit Szafarzyk's sehr einschränken. Der König von Preußen gab ihm bald nachher ein anderes Zeichen seiner Anerkennung durch Verleihung des Verdienst-Ordens für Kunst und Wissenschaft, in dessen Besitz außer Szafarzyk und dem russischen Dichter Julowoski sich kein anderer Slawe befindet. Eine seltene Bescheidenheit zeichnet den großen Mann aus; das Verdienst seiner Forschungen schlägt er nur gering an; er scheint die rechten Früchte seines ausdauernden Fleißes noch zu erwarten. Die allgemeine Verehrung aller Czechen ist ihm gewiß ein wohlthuender Lohn.

Die Geschichte der slawischen Stämme und die slawische Sprachforschung bilden das Gebiet, auf welchem er sich ausschließlich bewegt. Er bedarf, um sicher darauf zu gehen, eines großen Apparats von Wissenschaft. Die orientalischen Sprachen und das Sanskrit hat er sich zu eigen machen müssen. In seinen Jugendjahren trat er auch als Dichter auf, übersezte einige Komödien von Aristophanes und Schiller's Maria Stuart; seine späteren Arbeiten haben ihn jedoch für immer von der Beschäftigung mit der Dichtkunst abgezogen, gewiß zu seinem Vortheil, da, wie wir sehen, seinen Ge-

nossen die Poesie im Ganzen schlechtere Dienste geleistet hat. Seine bisher erschienenen Hauptwerke sind:

Ueber die Abkunft der Slawen.

Serbische Leseförner; ein philologisches Werk, in dem er die serbische Sprache und einige in ihr vorhandene Dokumente kritisch behandelt. Sein letztes Werk, hauptsächlich für Deutschland berechnet, ist eine Geschichte aller slawischen Literaturen. Binnen kurzem wird Szafarzyk diese Schrift in czechischer Sprache erscheinen lassen. In diesem Augenblick ist er mit der Mythologie der Slawen beschäftigt.

Franz Palaszký, der Sohn eines Dorfschullehrers in Mähren, ist etwa 49 Jahr alt. In Ungarn erhielt er seinen ersten Unterricht, den er auf der Universtität in Wien weiter genoß. Auch er hatte, wie die meisten bedeutenden Männer, lange mit Mißgeschicken zu kämpfen, bis er endlich beim Grafen Sternberg ein Unterkommen fand. Hier wurden seine Fähigkeiten bemerkt; die Stände des Königreichs ernannten ihn zum Historiographen und erhielten nach langen Bemühungen für ihn die Bestätigung seitens der Regierung. Palaszký hat, obgleich er der böhmischen Sprache vollkommen mächtig ist, bisher die meisten seiner Schriften Deutsch verfaßt, einmal, weil der Adel, welcher die Geschichte seiner Ahnen lesen will, nicht Böhmisches versteht, und dann, weil die Censur für deutsche Schriften minder scharf ist, als für böhmische. Es war also, wie der Verf. meint, nicht Eitelkeit, welche Palaszký seine Muttersprache hintenansetzen ließ. Heute, wo die böhmische Sprache so ausgebreitet ist, daß auch der Adel sich angelegentlich mit ihr beschäftigt, ist Palaszký im Stande, von ihr Gebrauch zu machen, und die folgenden Theile seiner Geschichte werden daher in böhmischer Sprache erscheinen, wonächst er den Ständen eine deutsche Uebersetzung selbst anfertigen wird. Der Anfang seiner Geschichte, wie er sie nun in sehr umfassendem Maßstabe begonnen hat, ist von ihm bereits in einer Sitzung der wissenschaftlichen Gesellschaft in Prag, im März 1845, vorgetragen worden. Im Vergleich zu diesem ist das frühere Werk Palaszký's gewissermaßen nur eine Vorhalle, durch welche er in das väterliche Haus eingetreten ist. Seiner Stellung nach, die Palaszký in beständigen Verkehr mit dem Adel setzt, genießt er dessen Achtung und Vertrauen in hohem Grade, indem er Beides zum Vortheil des Landes benützt. Viele heilsame Einrichtungen sind die Folge seiner Bemühungen und seines Antriebs. So haben in letzter Zeit sich einige für die Wissenschaft interessirte Magnaten bereit finden lassen, einen Fonds für junge Historiker zu bilden, aus dem vorläufig zwei Kandidaten unterstützt werden.

Die wichtigsten Schriften von Palaszký sind:

Eine kritische Abhandlung über alle böhmische Chroniken.

Synchronistischer Ueberblick der böhmischen Würden und Aemter von den ältesten Zeiten an. Diese Schrift ist in böhmischer Sprache verfaßt.

Böhmisches Archiv oder Sammlung von Dokumenten zur Aufhellung der böhmischen Geschichte. Dieses Archiv erscheint ununterbrochen.

Obgleich die Geistlichkeit sich der Veröffentlichung dieser Schriftstücke, welche zum Theil die Zeit des Hussitenthums berühren, mitunter widersetzt, hat Palaszký dennoch eine ganze Sammlung der Chroniken des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben. Während er die Zeitschrift: „das czechische Museum“ redigirte, brachte er in dieser häufig wichtige historische Abhandlungen. Sein Hauptwerk aber ist die Geschichte des böhmischen Volks (2 Bände) bis zum Ende der Regierung Bazlaw's IV. (1419) oder zum Anfange der Hussitenkriege.

Im Verlaufe der Schrift Chojecki's wird eine kurze Geschichte der Stadt Prag gegeben, nebst einer Darstellung ihres gegenwärtigen socialen und literarischen Zustandes. Daran schließen sich eine interessante Charakteristik der böhmischen Geistlichkeit und endlich noch einige Betrachtungen über die Mittel zur Verbreitung des Czechenhums. Wir behalten uns über diese Gegenstände einige Mittheilungen vor.
Polono-Germanus.

Rußland.

Beiträge zur russischen Geschichte.

Charakteristik Alexander's I. — Der Militär-Aufstand von 1825. — Eine Hinrichtung.
(Schluß.)

„Nikolaus zögerte noch immer, den Befehl zum Angriff zu geben; er wollte das Blut seiner Unterthanen schonen und nicht eher zum Außerstehen

*) Berlin, Schneider & Comp.

schreiten, bis er alle Mittel der Ueberredung erschöpft hatte. Ein zweites Mal ließ er den Insurgenten Vorstellungen machen; da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, so versuchte er durch die Stimme der Religion auf sie zu wirken. Der Metropolit Seraphim, ein siebenzigjähriger Greis, erschien das Kreuz in der Hand und von der Geistlichkeit umgeben auf dem Kampfplatz. Doch der Russe, selbst aus der niederen Klasse, obwohl in blinder Anhänglichkeit dem Glauben seiner Väter ergeben, hat nur wenig Achtung gegen die Diener der Religion, die ihm im Allgemeinen keinesweges als Muster dienen können. Die Erscheinung des Oberbistums verfehlte daher ihre Wirkung; als er sprechen wollte, ward die Trommel geführt — man stieß ihn zurück, verspottete seine grauen Haare und rieth ihm, sich nicht in Sachen einzumischen, die ihn nichts angingen. Eiligst zog sich der Metropolit mit seinen Begleitern zurück.

„Blas, niedergeschlagen, aber stets furchtlos und überall gegenwärtig, entschloß sich der Kaiser endlich zu entscheidenden Maßregeln, die um so notwendiger wurden, als sich die Hefe des Volks den Auführern anzuschließen begann. Er ließ sie von mehreren Seiten angreifen, während die Kavallerie sich gegen die Fronte des von ihnen gebildeten Quarré's bewegte, welches unterdessen eine Menge Leute aufgenommen hatte, die aus vollem Halse: Es lebe Konstantin! riefen. Das Regiment der Garde zu Pferde und die Chevalier-Garden führten die Charge aus, die jedoch mißlang; vielleicht entsprach der gute Wille der Truppen nicht dem Eifer der Befehlshaber. Die Insurgenten leisteten energischen Widerstand; der Fürst Tschepin-Noskowskij kommandirte zuerst: Feuer! und einige Minuten lang ertönte der Platz von Musesalben. Rakhovskij, der Mörder des unglücklichen Miloradowitsch, tödtete auch den Obersten Stürler, einen braven Schweizer, der das Regiment der Garde Grenadiere befehligte, und warf dann, wie von Neuem befallen, sein Pistol zur Erde. Wilhelm Kuchelbecker richtete seine Waffe gegen den Großfürsten Michael und hätte ihn ohne Zweifel erlegt, wenn die Garde-Matrosen, von einer solchen Kühnheit erschreckt, ihm nicht in den Arm gefallen wären. Dann zielte er auf den General Botnow, aber zum Glück versagte das Pistol, welches einige Zeit im Schnee gelegen hatte. Seinerseits suchte Jakubowitsch, den Dolch in der Hand, den Kaiser, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Der Widerstand hatte schon mehrere Stunden gedauert, als man bei Anbruch der Nacht, die in dieser Jahreszeit schon vor 4 Uhr eintritt, Kanonen auffahren ließ. Mehrere Feldstücke wurden längs dem Boulevard der Admiralität aufgeführt und mit Kartätschen geladen, nachdem man noch einen letzten Friedensversuch gemacht hatte, der wie die früheren ohne Erfolg blieb. Man bewegte auf Befehl des Kaisers die brennenden Linten in der Luft, um die Rebellen einzuschüchtern; endlich feuerte man den ersten Schuß ab, der aber, mit Willen schlecht gerichtet, nur wenig Schaden that. Die Auführer spotteten darüber und erneuerten ihr Hurrahgeschrei. Es wird berichtet, daß die Artilleristen eine zweifelhafte Stimmung zeigten, und daß der Großfürst Michael einem Soldaten die Lunte aus der Hand riß und die erste Kanone abfeuerte. Dieser Prinz hatte, ungeachtet der Ermüdung einer langen Reise, seinen Bruder nicht einen Augenblick verlassen und gab gleich ihm Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit.

„Zuletzt ward das Feuer ernsthaft und die Kartätschen richteten ein furchtbares Gemetzel an. Inzwischen wurden nicht mehr als ein Duzend Schüsse gethan. „Bei der zweiten Salve“, sagt der amtliche Bericht, „stob der ganze Haufe aus einander und wurde von den Chevalier-Garden zu Pferde nach Wassili-Dstrov (einer Insel jenseits der Newa), längs dem englischen Quai und durch die Galeerenstraße verfolgt, wo man den Flüchtlingen den Rückzug abschchnitt. Mehr als 500 wurden sogleich aufgegriffen, die übrigen zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten in die Häuser und auf das gefrorne Bett der Newa.“ Mehrere von ihnen drangen in ein unweit des Senatoplatzes gelegenes Haus ein, wurden aber dort umzingelt und gefangen; Andere, vom Kartätschenfeuer erreicht, bedeckten die Straßen mit ihren Körpern; noch Andere fanden eine Zuflucht in den entlegenen Spelunken, welche den Dieben als Schlupfwinkel dienen. Endlich wurden etwa 150 Individuen während der Nacht verhaftet, unter denen sich mehrere von den Rädelführern befanden; Einige ergaben sich freiwillig. Die Marine-Soldaten und Leib-Grenadiere kehrten truppenweise in ihre Kasernen zurück, indem sie die Gnade des Kaisers ansuchten. Uebrigens hat man die Anzahl der Schlachtopfer nie genau erfahren können, da die Leichen in der Eil unter die dicke Eisrinde geworfen wurden, welche die Newa während vier bis fünf Monate im Jahre bedeckt. Die mäßigsten Angaben sprechen von 200 Todten, wozu noch 700—800 Gefangene kamen. Viele Leute aus dem Volke, die bloß als Reugierige zugegen waren oder vielleicht auf eine Gelegenheit zum Plündern warteten, fanden in dem Kartätschenhagel ihren Tod.

„Unterdessen harrte die Kaiserin, von den vornehmsten Damen der Stadt umgeben, mit Zittern auf den Ausgang des Kampfes, bei dem die Krone und das Leben ihres Gemahls auf dem Spiele stand. In dem Augenblick, wo er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, das Feuer gegen die Rebellen zu eröffnen, hatte Nikolaus eine Botschaft an die Kaiserin geschickt, um sie davon zu benachrichtigen, da er die Wirkung des Kanonendonners auf ihre Nerven fürchtete. Als das Schießen begann, warf sich Alexandra in Thränen gebadet auf die Kniee und blieb so lange in Gebet versunken, bis man ihr die Kunde brachte, daß der Aufruhr zu Ende sey. Vor sechs Uhr war der Kaiser in ihren Armen; eine einzige Pflicht hatte ihn noch zurückgehalten — nach Wiederherstellung der Ruhe war er zum erlauchtesten Schlachtopfer dieses verhängnißvollen Tages, dem Grafen Miloradowitsch, geeilt, der nur wenige Augenblicke zu leben hatte. Der Kaiser empfing seine letzten Wünsche und versprach, sie pünktlich zu erfüllen.

„Noch ganz bewegt, erschien er im Palast. Man kann sich die währende Scene denken, die bei seiner Rückkehr stattfand, und mit welcher Mischung süßer und bitterer Gefühle die Gatten sich wiedersehen. „Welcher Regierungs-Anfang!“ riefen Beide aus; sie hatten schon am ersten Tage den Preis kennen gelernt, mit dem man einen Thron erkaufte, und vielleicht war noch nicht Alles vorüber! Für das Herz Alexandra's war jedoch die Gegenwart ihres den Augen und Dolchen der Auführer entrissenen Gatten ein heilender Balsam; die Dankbarkeit gegen den Allmächtigen gab ihr die Ruhe wieder, aber man versichert, daß dieser Tag unauslöschliche Spuren auf den Zügen dieser noch so jungen und schon so hart geprüften Fürstin zurückließ.“

Das Schicksal der Haupttheilnehmer an dieser unglücklichen Verschwörung ist bekannt; die meisten, worunter Trubezkoj, Dboleskij, Tschepin, Alexander Bestujew, Kuchelbecker, wurden theils auf Lebenszeit, theils auf eine Reihe von Jahren nach Sibirien verbannt; aber fünf Individuen — Pestel, Murawjew-Apostol, Klysejew, Rakhovskij und Bestujew-Rjumin — mußten ihre Schuld mit dem Leben büßen. Unser Verfasser, der bei der Execution gegenwärtig war, beschreibt sie folgendermaßen: „Seit achtzig Jahren hatte Petersburg keine Hinrichtung gesehen, und in ganz Rußland war seit der Regierung Elisabeth's die Todesstrafe nur in seltenen Fällen angewendet worden. Aber am 25. Juli arbeitete man auf dem Festungswalle schon um 2 Uhr Morgens an der Errichtung eines ungeheuren Galgens, der fünf Körper in einer Reihe enthalten konnte. In dieser Jahreszeit ist die Nacht unter dem sechzigsten Breitengrade bekanntlich nur eine lange Dämmerung; schon in den ersten Stunden des Morgens erhebt sich die Sonne über den Horizont, und man konnte daher alle Gegenstände klar unterscheiden. Ein schwacher Trommelschall und der Klang einiger Trompeten ließen sich sofort in verschiedenen Theilen der Stadt vernehmen, indem jedes Regiment der Garnison eine Compagnie nach dem Schauplatz des Blutgerichts abschickte, welches die aufgehende Sonne beleuchten sollte. Man hatte mit Vorsatz den Augenblick der Hinrichtung zweifelhaft gelassen, und die Stadt war daher in tiefen Schlummer begraben; die Zuschauer kamen nur einzeln herbei, und selbst nach einer Stunde genügte ihre Anzahl kaum, den Militairfordon zu umgeben, der sich zwischen sie und die Theilnehmer in diesem furchtbaren Drama aufstellte. Es herrschte eine tiefe Stille, und das Rollen der Trommel fand nur einen dumpfen Wiederhall, der kaum das Schweigen der Nacht unterbrach.“

„Gegen 3 Uhr verkündigte dieselbe Trommel die Ankunft derjenigen Verurtheilten, denen man das Leben geschenkt hatte. Nachdem ihr Urtheilsspruch verlesen worden, mußten sie niederknien; ihre Epaulettes, ihre Orden und ihre Uniform wurden ihnen abgerissen, und der Degen eines jeden ihm über dem Kopf zerbrochen; in grobe, graue Ueberwürde gekleidet, defilirten sie dann an dem Galgen vorbei, während ein neben demselben angezündetes Kohlenbecken ihre Uniformen und die Zeichen ihres früheren Standes verzehrte.“

„Kaum waren sie von neuem in die Citadelle eingetreten, als die fünf zum Tode Verdamnten auf dem Wall erschienen. In der Entfernung, wo sich das Publikum befand, war es schwer, ihre Züge zu unterscheiden; übrigens waren sie in graue Mäntel gehüllt, deren Kappe ihnen über den Kopf ging. Sie stiegen Einer nach dem Anderen auf die Plattform und auf die Schemel, die vor dem Galgen standen; Pestel, als der erste, befand sich auf der rechten, Rakhovskij auf der linken Seite. Der verhängnißvolle Knoten schlang sich ihnen um den Hals, und der Scharfrichter hatte sich kaum entfernt, als die Plattform unter ihren Füßen zusammenbrach. An Pestel und Rakhovskij fand die Erdrosselung sogleich statt, aber der Tod wich gleichsam vor den Anderen zurück. Ein schreckliches Schauspiel stellte sich den Augen der Zuschauer dar; der schlecht befestigte Strick glitt über die Rippen jener Unglücklichen aus, die furchtbar zerschlagen am Fuße des Schaffots niederfielen. Der Kaiser war damals gerade in Jarosloje-Selo, *) und da Niemand es wagte, die Execution aufzuschieben, so änderte dieser beklagenswerthe Unfall nichts an ihrem Schicksal, und sie mußten zweimal die Schrecken des Todes erdulden. Sobald die Plattform wieder hergestellt war, führte man sie abermals zum Blutgerüste. Klysejew, der erst von seinem Sturze betäubt war, ging festen Schrittes einher, konnte aber den schmerzhaften Ausruf nicht zurückhalten: „Es soll mir also Nichts gelingen, nicht einmal der Tod!“ Man legt ihm auch folgende Worte in den Mund: „Versuchtes Land, wo man weder zu verschwören, zu richten, noch zu hängen versteht!“ aber Andere schreiben sie dem Murawjew-Apostol zu, der gleich Klysejew die Stufen der Plattform müthig wieder heranstieg. Bestujew-Rjumin, der wahrscheinlich mehr als die Anderen gelitten hatte, konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten; er mußte zum Galgen getragen werden. Ein zweites Mal wurde ihnen der Knoten um den Hals befestigt, und diesmal ohne nachzugeben. Einige Sekunden später verkündete das Rollen der Trommel, daß die menschliche Gerechtigkeit befriedigt sey. Die Uhr hatte noch nicht fünf geschlagen. Schweigend zerstreuten sich die Truppen und die anderen Zeugen dieses furchtbaren Sühnopfers.“

„Nach einer Stunde war der Todes-Apparat verschwunden; das Volk, welches sich den ganzen Tag über auf dem Festungswall drängte, nahm keine Spur mehr davon wahr — Alles blieb still und lautlos. Selbst unter Freunden unterhielt man sich nur vorsichtig und mit gedämpfter Stimme von den tragischen Ereignissen dieses Tages.“

Unsere Leser werden aus obigen Auszügen entnehmen können, daß die von Herrn Schnitzler gelieferte Histoire intime de la Russie einen nicht geringen

*) Es ist also falsch, daß der Kaiser den Befehl gegeben habe, sie zum zweitenmal aufzuhängen.

Reichtum an interessanten Details darbietet; was die eben so merkwürdigen Nachrichten über die geheimen Gesellschaften in Rußland, über den Zustand des dortigen Verwaltungswesens, die vom Kaiser Nikolaus versuchten Reformen u. s. w. betrifft, so müssen wir auf das Werk selbst verweisen, welches vermuthlich bald in einer deutschen Uebersetzung erscheinen wird, wie es bereits in einer englischen angekündigt worden. Auch in der zweiten Abtheilung desselben, den „Etudes, Notes, et Eclaircissements“, findet sich manches Lesenswerthe, wie die Notizen über das Privatleben, den Hof und die Umgebungen der Kaiser Alexander und Nikolaus, die russischen Bibel-Gesellschaften, die beabsichtigte Emancipation der Leibeigenen u. dergl. m., doch sind auch einige Irrthümer, Mißverständnisse und Verwechslungen in den Personen mit untergelaufen, wovon wir nur als Beispiel anführen, daß der bekannte General Jermoloy im Jahre 1833 und der Sieger von Kulm, Graf Ostermann-Tolstoi, schon im J. 1816 gestorben seyn sollen, während sich Beide noch am Leben befinden. Von größerer Bedeutung ist eine Angabe in Bezug auf die Karamsinsche Geschichte des russischen Reichs, die nach Herrn Schnitzler von dem jetzigen Minister Bludov bis zur Thronbesteigung der Familie Romanov fortgesetzt worden und „somit einen würdigen Schluß erhalten hat.“ Dieses ist aber so wenig der Fall, daß das Werk mitten in der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1611 abbricht, indem Bludov nur das von dem Historiographen hinterlassene Manuscript herausgab, ohne selbst das Geringste hinzuzufügen. Wenn man bedenkt, wie oft Herr Schnitzler im Laufe seiner Arbeit die Karamsinsche Geschichte citirt, so muß es gewiß befremden, daß er diesen Umstand übersehen haben sollte. Beinahe möchte man daraus schließen, daß die deutsche Gründlichkeit, die ihm als Essayer eigen ist, sich durch die Verpflanzung nach Paris mit einer kleinen Portion französischer Flüchtigkeit vermischt habe.

Nord-Amerika.

Das weiße Ross der Prairien.

(Fortsetzung.)

In derselben Nacht verließ Ihtakka das Jagdlager und ritt auf die Berge zu, indem er sein Pferd zur größten Eile antrieb, bis er etwa eine Stunde von dem Orte entfernt war, wo seiner Berechnung nach der Stamm lagern mußte. Hier maßigte er den Schritt seines Pferdes, um mit der größten Aufmerksamkeit alle Gegenstände zu betrachten und auf den geringsten Ton zu lauschen, den ihm der Wellenschlag der Luft aus der Nähe oder Ferne zutrug. Nichts gleicht der Feinheit, womit die Organe eines Indianers begabt sind, besonders das Gesicht, das Gehör und der Geruch. Rings um ihn herrschte die tiefe Stille der Nacht, die nur zuweilen durch das Gemurmel eines Felsbaches unterbrochen wurde. Da bemerkte er plötzlich beim klaren Schein des Mondes auf dem feuchten Rasen die frischen Spuren von Pferden. Waren Schwarzfüße in der Nähe, so drohte dem Stamme eine große Gefahr, und auch er selbst konnte leicht in jedem Augenblick in einen Hinterhalt fallen. Er verließ deshalb sein Pferd am Eingange der Schlucht und stieg zu Fuß auf eine der Felswände, von denen sie eingeschlossen wurde. Von dem Lager war keine Spur mehr zu sehen, und schon wollte er seinen Weg fortsetzen, als er plötzlich am Fuße desselben Felsens, auf dem er stand, fünf Krieger aus den Schwarzfüßen neben ihren dampfenden Pferden auf dem Rasen hingestreckt erblickte. Ein Felsblock, der unter seinen Füßen etwas wankte, löste sich, als er sich mit allen Kräften dagegen stemmte, endlich ganz ab und rollte mit ungeheurem Getrausch auf die in der Schlucht befindliche Gruppe herab, tödtete jedoch, da er im Fallen etwas vom Wege abgewichen war, nur ein Pferd. Als die Schwarzfüße das von den Bergen wiederhallende Krachen und zugleich nach verschiedenen Seiten hin und in verschiedenem Tone wiederholt ausgeflossene Kriegesgeschrei Ihtakka's vernahmen, glaubten sie selber in einen Hinterhalt gefallen zu seyn, ein Gedanke, der ihnen einen solchen Schreck einjagte, daß sie in größter Eile die Ebene wieder zu erreichen trachteten.

Ihtakka dankte dem großen Geiste für den Erfolg seiner Kriegeslist und bedauerte nur, nicht wenigstens einen Schwarzfuß getödtet zu haben, um sich mit seiner Kopfhaut zu schmücken. Darauf verfolgte er seinen Weg weiter und gelangte endlich gegen Mitternacht zu dem neuen Lagerplatz. Obwohl durch den hellen Mondschein gehindert, drang er doch bis in die Mitte des Lagers vor. Zwei oder drei Hunde beschnupperten ihn, ließen ihn jedoch, da sie ihn bald für einen Breitstirn erkannt hatten, ohne zu bellen, gewähren. Ihtakka schlich bis zum Zelte des Friedensfürsten, wo er sich an der hinteren vom Mondlicht nicht getroffenen Zeltwand auf den Boden legte, um zu horchen, ob drinnen Alles ruhig sey. Es rührte sich Nichts. Mit vorsichtiger Hand hob er die Decke etwas auf und kroch auf dem Bauche allmählig hinein, indem er nach jeder Bewegung wieder eine Zeitlang unbeweglich liegen blieb. Der Greis, seine Frau und seine Tochter, die Kirschblütze, schliefen dem Anschein nach fest, die Füße gegen die glimmenden Kohlen eines im Berlöschchen begriffenen Feuers gerichtet. Als Ihtakka bei seiner Geliebten vorbeikroch, wurde seine Wange von einer ihrer Sandalen berührt, die zu ihren Füßen lagen. Er beschloß, sie zum Andenken mitzunehmen, und steckte sie in seinen Gürtel. Mit eben derselben Vorsicht bemächtigte er sich der Pfeife und des Messers, welche über dem Lager des Friedensfürsten hingen, und kroch darauf auf demselben Wege aus dem Zelte. Bald befand er sich außerhalb des Lagers, bestieg sein Pferd und jagte zum Fürsten des Krieges zurück.

„Mein Sohn hat seinen Auftrag wohl ausgeführt“, sagte dieser. „Ich werde das Messer und die Pfeife dem Friedensfürsten zurücksenden und ihm

mehr Wachsamkeit für die Zukunft empfehlen. Wenn er es bedauert, daß er es daran hat fehlen lassen, so wird er sich trösten, wenn er hört, daß einer von unseren jungen Männern so viel Geschicklichkeit angewandt und den Stamm vor einem Angriff der Schwarzfüße bewahrt hat.“

„Das ist noch nicht Alles“, erwiderte Ihtakka lächelnd: „Ich habe auch der Kirschblütze diese Sandale geraubt, um meinem Vater Incillo zu beweisen, daß er mir eine leichte Arbeit aufgetragen hat, und daß ich mehr kann.“

„Mein Sohn hat Recht, wenn er seinen Auftrag einen leichten nennt; aber wer Leichtes gut vollführt, dem kann man auch Schwereres anvertrauen. Morgen werde ich Dir sagen, was ich von Dir erwarte; stärke Deine Kräfte durch Nahrung und Schlaf. Die Probe, der Du Dich noch unterwerfen wirst, ist schwer. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, einem Greise die Pfeife und einem Mädchen die Sandalen zu rauben.“

Ihtakka fühlte sich durch die letzten Worte etwas gedemüthigt und entfernte sich schweigend.

Am anderen Morgen bereitete sich die ganze Truppe zu einer großen Jagd vor: unermessliche Heerden von Büffeln weideten in der Nähe. Da diese Thiere einen nicht minder feinen Geruch als die Indianer, ihre Feinde, haben, so war Incillo darauf bedacht, den Angriff gegen sie von der dem Binde entgegengesetzten Seite her zu unternehmen. Ihtakka freute sich schon im voraus auf die schöne Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der Leitung des Pferdes und in der Handhabung des Bogens zu zeigen, indem er hoffte, daß Incillo ihn an einen recht gefährlichen Posten stellen würde. Schon hatte der Kriegesfürst dem größten Theile der Jäger ihre Stellen angewiesen und stand im Begriff, ihnen zu folgen, als er plötzlich, der Jagd den Rücken kehrend, sich zu Ihtakka, dessen Pferd an der Seite des seinigen dahinschritt, mit folgenden Worten wandte:

„Du wirst ein anderes Mal den Büffel jagen, mein Sohn. Daß Du Dich darin auszeichnen würdest, bezweifle ich nicht, denn Du bist ein guter Reiter. Dieses Mal aber will ich nicht Deine Kraft und Geschicklichkeit, sondern Deine Geduld und Schlaueit auf die Probe setzen. Zehn Tagesmärsche von hier aus, in der Richtung nach Südost, befindet sich das große Dorf unserer Todfeinde, der Schwarzfüße. Ihr furchtbarer Anführer hat an dem Baume des Krieges so viel Kopfhäute der Breitstirnen aufgehängt, daß er davon den Namen Männertödter erhalten hat. Dies, so wie der Besitz des weißen Rosses der Steppe, haben ihn berühmt gemacht unter allen Indianerstämmen. Dies Ross hat unsichtbare Flügel, mit denen es über den Rasen und über den Sand dahin eilt, ohne die geringste Spur darin zurückzulassen; es altert nicht: der Friedensfürst und die Alten unseres Stammes erinnern sich, es in ihrer Kindheit an der Spitze der wilden Heerden gesehen zu haben, die es leitete, wie ein Anführer seine Krieger leitet. Unsere Wahrsager behaupten, daß es ein Geist, ein Manitou, sey. Seine Gestalt ist unvergleichlich; es schnaubt Feuer aus seinen Nüstern und erhellt die Nacht durch die blendende Weiße seines Felles, mit welcher der Schnee, der die Spigen der Berge bedeckt, nicht weiteifern kann. Der Männertödter hat, sagt man, dies wunderbare Thier in einer Schlinge gefangen und verstanden, es zu händigen.“

„Ihtakka“, erwiderte der junge Indianer, „erinnert sich, vom Männertödter gehört zu haben, und er weiß, wie viel Thränen schon die Weiber der Breitstirnen seinetwegen geweint haben.“

„Ihtakka“, unterbrach ihn Incillo, „wird in das Lager der Schwarzfüße gehen und das weiße Ross der Steppe den Händen des Männertödters entreißen.“

Ohne weiter ein Wort der Erklärung hinzuzufügen, wandte Incillo sein Pferd und sprengte im vollen Galopp dem Schauplatz der Jagd zu.

Die zweite Probe, der Ihtakka diesmal unterworfen wurde, ließ ihn große Gefahren und Anstrengungen voraussehen, die indes, weit entfernt seinen Muth zu lähmen, ihm vielmehr einen neuen Schwung verliehen. Auf den Schutz des großen Manitou bauend und an die Kirschblütze, den Lohn für seine Mühseligkeiten, denkend, setzte er sein Pferd in Galopp, ohne, sey es für sich selbst, sey es für sein Thier, den geringsten Vorrath an Nahrungsmitteln mitzunehmen. Die Indianer wagen sich oft auf diese Weise in die Steppe, indem sie sich von ausgegrabenen Wurzeln, von wilden Früchten oder von dem Wilde nähren, das sie unterwegs erlegen. Nach manchem Tage der Anstrengung und mancher Nacht der Erschöpfung und des Hungers langte er endlich in der Nähe des feindlichen Lagers an und suchte sich sogleich einen vorläufigen Versteck am Fuße des Gebirges für sich und sein Pferd aus. Er konnte von hier aus sehen, wie die Schwarzfüße von einer Jagd nach Hause zurückkehrten. Der Männertödter, auf dem weißen Ross der Steppe sitzend, war ein schöner und kräftiger Greis mit ernster Stirn; eine Menge von Adlersfedern zierte sein Haupt, und wer sie gezählt hätte, würde auch die Zahl der Feinde gekannt haben, denen der wilde Krieger die Kopfhaut geraubt. Um in die wohlbewachte Umfriedigung des Lagers zu gelangen, schloß sich Ihtakka an einen Haufen Weiber an, mit Reisern beladen und gekleidet wie sie, indem er sich an einem ziemlich unbemerkten Ort auf einen Baumstamm niedersehte.

Bei Einbruch der Nacht näherte er sich den Zelten. Beim Glanze der Sterne sah er das weiße und seidenartige Fell des Steppentrosses ihm entgegenleuchten. Er trat auf es zu. Geduldig und zahm, ließ es sich seine Liebkosungen, wie von befreundeter und bekannter Hand, gefallen. In dem

*) Die sagenhafte Uebersetzung vom weißen Ross der Steppe findet sich noch bei allen indianischen Stämmen.

Augenblick, als er es besteigen und sich entfernen wollte, bemerkte er mit Erstaunen, daß um den Hals des edlen Thiers ein breiter Riemen geschnitten sey, den er bis zu dem Zelte des Männertödters verfolgen konnte. Ihtakka zog schon sein Messer, um diese Fessel zu durchschneiden; aber da die hierdurch bewirkte Erschütterung den Männertödtter, an dessen Arm wahrscheinlich das andere Ende befestigt war, möglicherweise erwecken konnte, so mußte er einen anderen Weg einschlagen, um sein heißersehntes Ziel zu erreichen. Er kroch auf das Zelt seines Feindes zu und erblickte ihn beim Scheine eines halberloschenen Feuers in tiefem Schlafe liegen. Da erfüllte ihn nur ein Gefühl, das der Rache für so viele gemordete Brüder, deren Kopfhäute das Innere des Zeltes schmückten. „Lieber hätte ich gewünscht, o großer Krieger“, sprach er zu sich, „Dich zu Pferde in der Steppe zu treffen und mit Dir den Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen; aber ich kann nicht den Mörder der Breitstirnen verschonen, wenn ihn der große Geist wehrlos in meine Hand giebt.“ Er kniete nieder, und den rechten Arm hoch erhebend, senkte er sein breites Messer tief in das Herz des schlafenden Greises, während er mit der Linken die Gurgel desselben zusammenpresste, um sein letztes Röcheln zu unterdrücken. Darauf schnitt er ihm die Kopfhaut ab, befreite das weiße Ross von seiner Fessel, warf sich auf seinen Rücken und jagte, sobald er die Gränze des Lagers erreicht hatte, in voller Eile der Ebene zu.

Es waren seit der Sendung Ihtakka's viele Tage verfloßen, und die Truppe der Jäger war nebst ihrem Anführer nach einer glücklichen Jagd bereits dem übrigen Stamme in das neue Lager gefolgt, als der junge Indianer auf dem weißen Rosse der Steppe, das Haupt mit einer Adlersfeder geschmückt, zurückkehrte. Alle Augen wandten sich nach ihm, alle Breitstirnen ahnten, daß er eine große That gethan, aber Niemand wagte an ihn eine Frage zu richten, bevor ihn der Fürst des Krieges gesprochen. Ihtakka stieg zuerst bei seiner Pflegemutter ab, denn er war Waise, und verhielt sich stillschweigend die ihm vorgelegte Mahlzeit. Als seine Mutter darauf ihm die Nachricht brachte, daß die Alten des Stammes unter dem Baume des Krieges versammelt seyen, stand er auf, um der Versammlung beizuwohnen. Incillo brannte die Pfeife an und gab sie nach einigen Zügen seinem Nachbar, der dasselbe that, bis sie in den Händen Ihtakka's sich befand. Darauf sprach Incillo:

„Krieger und Brüder, Ihtakka hat den Schwarzfüßen das weiße Ross der Steppe geraubt.“

„Und hat den Männertödtter getödtet“, fügte Ihtakka, die Kopfhaut des gefürchteten Kriegers zeigend, hinzu.

Er erzählte darauf seine Abenteuer, und die Freude der Breitstirnen war so groß, daß sie, um den Baum des Krieges geschaart, den Siegestanz begannen, an dem zuletzt auch die Weiber und Kinder mit Theil nahmen. Ihtakka bot Incillo das weiße Ross der Steppe an, aber der Fürst des Krieges antwortete, es gehöre dem, der es zu erbeuten verstanden.

Die Kirschblüthe war glücklich und stolz, als sie den jungen Krieger das Ross der indianischen Legenden besteigen sah. Auch kam Nichts der Leichtigkeit und Geschicklichkeit gleich, womit der junge Indianer das schöne Thier lenkte. — Nicht lange Zeit währte es, daß Ihtakka der ersten Adlersfeder zwei neue hinzufügte, und der Kriegesfürst ließ, um ihn zu ehren, die fettesten Hunde des Stammes zum Mahle zubereiten. Während des Gastmahls, zu dem alle Krieger geladen waren, empfing der junge Held nach der Sitte des Stammes einen Beinamen, der in der indianischen Sprache nicht weniger als vierzig Silben zählte und folgenden buchstäblichen Sinn enthielt: „Der das weiße Ross der Steppe erbeutet und dem Männertödtter die Kopfhaut genommen“. Der Fürst des Friedens fühlte sich geehrt, einem Krieger mit solchem Namen seine Tochter zum Weibe zu geben, und die Mutter der Kirschblüthe entschuldigte sich, daß sie das Geschenk der Antilope zurückgewiesen. Bald wurde die Hochzeit durch ein zweites noch größeres Gastmahl gefeiert und gab, wie alle solche Festlichkeiten, den alten Kriegern die Gelegenheit, ihre früheren Abenteuer und Heldenthaten zu erzählen.

„Krieger und Brüder“, sagte Einer von ihnen, „ich bin alt und mein Haupt ist weiß. Einem alten Baume bin ich zu vergleichen, den der Stig des großen Geistes getroffen. Aber ehemals war ich jung und kräftig. Die Sproßlinge, welche unter meinem Schatten gewachsen, können zeigen, was ich damals gewesen. Aber nicht von mir will ich reden, sondern von dem, der das weiße Ross erbeutet und dem Männertödtter die Kopfhaut genommen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.“

„Der Greis, der jetzt zu Euch redet, zeichnete sich einstmals unter den jungen Männern aus. Er jagte den Büffel in der Steppe und legte den Schwarzfüßen Schlingen. Niemals kehrte er aus dem Kriege zurück ohne die Kopfhaut eines Feindes: auch die Weiber und Kinder der Schwarzfüße verschonte er nicht; denn jene gebären und diese werden Feinde. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.“

„Eines Tages hatte ich doch Mitleid mit einem Säugling. Der Herr des Lebens, der große Manitou, gab mir den Gedanken ein, ihn zu schonen. Wir hatten das große Dorf der Schwarzfüße überrumpelt, während die Krieger dieses Stammes, der zahlreicher ist als die Heerden der Büffel, abwesend waren. Ein Weib, mit ungewöhnlicher Stärke und großem Muthe begabt, wagte allein, uns Widerstand zu leisten. Mit einem Beile bewaffnet, streckte sie zwei Breitstirnen todt nieder. Als ich dies sah, warf ich sie zu Boden und nahm ihr das Kind, dessen Wiege sie wie eine Löwin verthei-

digte. Schon hob ich das Messer, um ihm den Todesstoß zu versetzen, als ein Vogel des großen Geistes seinen melodischen Gesang erschallen ließ. „Schone den Knaben“, sang er, „der Herr des Lebens liebt ihn; er wird wachsen und groß werden zum Ruhme der Breitstirnen.“ Ich habe dem Vogel gehorcht, und das Kind, auf mein Pferd hebend, habe ich zu unserem Bruder, dem „Spitzen Pfeil“, gebracht, um ihn für den kurz zuvor erlittenen Verlust eines Sohnes zu entschädigen. Krieger und Brüder, öffnet Euer Ohr meiner Rede.“

„Nur noch wenig Worte sind's, die ich zu sagen habe. Der zu Euch spricht, erzählte dem „Spitzen Pfeil“, was der gute Vogel gesungen, damit er das Kind erzöge, wie das seinige. Der „Spitze Pfeil“ ist todt, sein Geist ist in das glückliche Land der Jagd gegangen; aber sein Weib lebt bei uns, und der große Geist hat Mitleid mit ihr gehabt. Denn das Kind ist ein großer Jäger und ein tapferer Krieger geworden. Die Schwarzfüße haben die Wucht seines Beiles gefühlt, und sein Kriegsgeschrei hat ihr Lager in Schrecken gesetzt: er hat getödtet den Männertödtter.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Botschaften der amerikanischen Präsidenten. Unter dem etwas anmaßenden Titel: *The Statesman's Manual* ist in New-York eine Sammlung der Reden und Botschaften der amerikanischen Präsidenten von 1789 — 1846 erschienen, die der *North American Review* zu folgenden satirischen Betrachtungen Anlaß giebt: „Bei dem Anblick dieser zwei schwerfälligen Bände muß ein Amerikaner mit Reid an die Kürze der Reden denken, welche Ludwig Philipp und die Königin Victoria den legislativen Versammlungen ihrer resp. Länder zu halten pflegen. Die königlichen Mittheilungen sind allerdings nichtsagend genug, da sie nach Talleyrand's Maxime die Sprache hauptsächlich dazu gebrauchen, um die Gedanken zu verbergen; aber es reichen auch wenige Minuten hin, um den Leser zu überzeugen, daß eine solche Rede wirklich nichts sagen will, während er bei einer Botschaft des Präsidenten stundenlang durch endlose Spalten voll feichten und wortreichen Raisonnements sich durcharbeiten muß, um zu demselben Schlusse zu gelangen. Es will uns nicht einleuchten, daß, weil Jemand zum Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt worden, er auch das Recht haben sollte, das Publikum mit seinem langweiligen Geschwätz zu belästigen. Es ist eine sehr undankbare Erwiderung des ihm von seinen Mitbürgern bewiesenen Vorzugs. Das Uebel scheint sich noch dazu von Jahr zu Jahr zu verschlimmern, indem die Weiterschweifigkeit dieser fürchterlichen Dokumente seit Gründung der Republik stets im Zunehmen begriffen ist. Die Botschaften, die von Washington in den acht Jahren seiner Verwaltung erlassen wurden, nehmen kaum fünfzig Seiten des vor uns liegenden Werkes ein; die von Jefferson etwa hiebzog; die Schwazhaftigkeit des Herrn Monroe erstreckt sich bereits über hundertfünfzig Seiten, und die des Generals Jackson über zweihundertsechzig. Den Schluß macht Präsident Tyler, und wenn man ihn hätte enden lassen, wie er anfing, so würden dreihundertzwanzig Seiten für ihn nicht hingereicht haben. Glücklicherweise verlor das mißhandelte Volk die Geduld, und es machte seiner Verwaltung schon nach vier Jahren ein Ende, nachdem er in dieser kurzen Frist mehr zusammengeschrieben hatte, als die drei ersten Präsidenten in zwanzig Jahren. Wir möchten dem Kongresse rathen, in seiner nächsten Session eine förmliche Erklärung abzugeben, daß die Redseligkeit der Präsidenten gewachsen ist, daß sie noch immer im Wachsen sey, und daß man ihr steuern müsse.“

— Klinger. Bekanntlich brachte Klinger den größten Theil seines Lebens in Rußland zu, wo er mehrere hohe Aemter bekleidete und als General, Ritter der russischen Orden u. s. w. gestorben ist. Eine Zeit lang war er auch Direktor des Petersburger Kadettenhauses, und Bulgarin, der hier unter seiner Aufsicht erzogen wurde, theilt in seinen Memoiren (*Wospominania* J. Bulgarina) einige Notizen über ihn mit, die unsere Kenntniß seines oft in fast räthselhaftem Lichte erscheinenden Charakters vervollständigen helfen. „Da ich“, heißt es darin unter Anderem, „in der letzten Zeit mit Klinger befreundet war und sogar sein Wohlwollen erlangte, so hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß er Rußland keinesweges liebte und, wie es mir schien, nur wenig kannte. Nach seinen eigenen Worten lebte er körperlich in Rußland, geistig aber in Deutschland. Als zwei deutsche Schriftsteller, Seume und Musäus (?), nach Rußland kamen, um ihr Glück zu suchen, widerrieth er ihnen, sich hier niederzulassen, sobald er erfuhr, daß sie sich noch immer mit der Literatur beschäftigten wollten. „Hier muß man nur einen guten Magen haben“, sagte Klinger, „bleibt mit einem guten Kopfe lieber in Deutschland.“ — Wenn er von den Menschen im Allgemeinen sprach, sonderte er die Russen immer von ihnen ab; so hörte ich ihn einmal sagen: „Die Menschen und die Russen“ u. s. w. Er hielt die Letzteren für eine eigenthümliche, aus asiatischer Barbarei und oberflächlicher europäischer Civilisation zusammengesetzte Race, und obwohl selbst ein eifriger Freund der Aufklärung, bemühte er sich doch nie, sie in Rußland zu befördern, da er es für unnütze Mühe erklärte. Zu der Zeit, als er Kurator der Universität Dorpat und Mitglied der Ober-Schul-Direction beim Unterrichts-Ministerium war, trug er selbst darauf an, daß seine Werke in Rußland verboten würden, um seinen Feinden die Gelegenheit zu nehmen, ihm dadurch zu schaden.“